Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 27 (1948)
Heft: 8

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher
Autor: B.K. / W.F. / C.F.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf die Lösung der komplizierten Vereinheitlichungsprobleme darf man gespannt sein. Diese Lösung wird für das Budget, für die ganze Volkswirtschaft der beteiligten Staaten nicht zu unterschätzende Folgen haben. Man kann sich denken, was für enorme Schwierigkeiten überwunden werden müßten bei der Verwirklichung einer europäischen, mehr als nur drei kleine Staaten umfassenden Zollunion.

Akademische Stipendien in England

An den Gymnasien und Universitäten der Schweiz ist der Prozentsatz von Studierenden aus gutsituierten Familien des Bürgertums sehr groß, die Zahl der aus bescheidenen Verhältnissen stammenden Stipendiaten dagegen sehr gering. Ganz andere Verhältnisse herrschen in dieser Hinsicht an den Hochschulen Englands, wie aus folgenden, dem «Economist» entnommenen statistischen Angaben zu ersehen ist:

An den Universitäten von England, Wales und Schottland studierten insgesamt im Jahre 1938/39 50 246 Personen, im Jahre 1947/48 76 764 Personen. Vor dem zweiten Weltkrieg (1938/39) wurden in England 37 Prozent, in Schottland sogar 80 Prozent aller Hochschulstudenten durch öffentliche Stipendien unterstützt, mit einem Kostenaufwand von rund 1 Million Pfund Sterling. Im Jahre 1947/48 wurden an 42 057 Studenten (54 Prozent) Stipendien im Betrage von 12 Millionen Pfund Sterling ausbezahlt, im Durchschnitt also 286 Pfund Sterling pro Stipendiat. (Nach offiziellem Kurse umgerechnet – 1 Pfund Sterling = Fr. 17.34 – erhält somit ein Stipendiat in England Fr. 4959.24; nach Notenkurs Fr. 2888.60 im Durchschnitt.)

Für das laufende akademische Jahr 1948/49 ist für Stipendien ein noch viel höherer Betrag von 24,4 Millionen Pfund Sterling in Aussicht genommen.

Demgegenüber könnten bei uns Bund, Kantone und Gemeinden (auch unter Berücksichtigung der kleineren Bevölkerungszahl) auf dem Gebiete des Stipendienwesens nur mit kläglichen Summen aufwarten.

Hinweise auf neue Bücher

Erich Kordt: «Wahn und Wirklichkeit». 419 Seiten. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1947. Auslieferung für die Schweiz: Neptun-Verlag, Kreuzlingen.

Erich *Kordt* ist ein deutscher Berufsdiplomat aus der jüngeren Generation; sein weltanschaulicher und politischer Standort ist schwer zu bestimmen, doch dürfte er nicht allzu weit von dem Stresemanns zu suchen sein. Immerhin lassen Anfang und Schluß seines Buches erkennen, daß er sich mit den geschichtlichen Ursachen des Nationalsozialismus nicht gerade in tiefgründiger Weise auseinandergesetzt hat. Heute noch den Versailler Vertrag und das Proportionalwahlrecht der Weimarer Republik als wesentliche Faktoren der Entstehung der Hitler-Diktatur zu bezeichnen, ist wohl allzu oberflächlich.

Um so anerkennenswerter ist es, daß die Schilderung der Hitlerschen Außenpolitik, die den Hauptbestandteil seines Buches ausmacht, sich von jeder nationalsozialistischen Einseitigkeit freihält und die Entwicklung in ihren großen Zügen richtig darstellt. Die ersten Kapitel bis zur Annexion Österreichs sind leider zu kurz geraten; die Doppelgeleisigkeit der Politik Frankreichs und Englands wird dadurch nicht klar genug herausgearbeitet: Während Frankreich die Gefahr des Nazismus erkannte und deshalb die Ver-

ständigung mit Mussolini suchte, trieb der Abessinienkonflikt England in die umgekehrte Richtung, und während Frankreich sein im Einvernehmen mit der Kleinen Entente aufgebautes osteuropäisches Sicherheitssystem durch das Bündnis mit Sowjetrußland zu untermauern trachtete, trieb die konservative englische Regierung antibolschewistische Politik und betrachtete deshalb die deutsche Aufrüstung im Anfang durchaus nicht ohne Wohlwollen. Immerhin zeigt Kordt den Grundfehler der Politik der beiden Weststaaten, zu protestieren und zu drohen, ohne Taten folgen zu lassen, mit genügender Deutlichkeit und ebenso die Wirkung dieser Schwächlichkeit auf die beiden faschistischen Diktatoren, die schließlich glaubten, sich alles ungestraft erlauben zu können.

Die schweren, sich ständig steigernden Fehler Hitlers in Politik und Strategie seit dem Münchner Abkommen werden von Kordt ebenso sachkundig dargelegt wie die innere Zerfahrenheit des Systems; es wird immer klarer, um wieviel rascher der Nationalsozialismus zusammengebrochen wäre, wenn alle die Generäle, Diplomaten, Beamten und Wirtschaftsführer, die jahrelang mit Attentatsplänen und Verschwörungen spielten, schon vor dem Krieg einfach ihre Mitarbeit verweigert hätten. Daß Kordt das heute noch nicht ganz begreift, beweist eine Kleinigkeit: er bezeichnet das Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller am 8. November 1939 als Gestapo-Mache; das ist keineswegs bewiesen, und das Zeugnis Niemöllers, der den Attentäter im Dachauer Konzentrationslager traf, darf schon gar nicht als maßgebend angesehen werden – wie wäre es sonst zu erklären, daß der angebliche Gestapospitzel von Himmler liquidiert wurde, während Niemöller lebend herauskam! Mir scheint hier vielmehr der vielleicht unbewußte Versuch vorzuliegen, die stümperhaften Attentäter reinzuwaschen, indem man die fast geglückte Tat dieses einzelnen als die eines Lockspitzels hinstellt.

Auch sonst gibt es mancherlei Kleinigkeiten, die zu beanstanden sind: so, wenn das Kommandounternehmen bei Dieppe (18. August 1942) immer wieder als mißglückter Landungsversuch bezeichnet wird, der es nicht war und nicht sein sollte. Wichtiger sind die Abweichungen, die sich dadurch ergaben, daß seit Fertigstellung von Kordts Buch Materialien erschienen sind, die manche Einzelheit in ein anderes Licht stellen. Das gilt vor allem für die russische Politik zwischen München und dem Überfall Hitlers auf Sowjetrußland. Wir wissen heute aus den Akten des Auswärtigen Amtes, daß die deutschen Annäherungsversuche im Frühjahr 1939 auf gleichgerichtete Bestrebungen Moskaus trafen, wenn nicht überhaupt die Initiative auf russischer Seite lag; nach menschlicher Voraussicht mußte das damals den Krieg bedeuten. Ebenso betont Kordt die schweren Fehler Molotows bei seiner Mission in Berlin im November 1940 nicht genügend. Während Hitler damals bestrebt war, für die Aufteilung Asiens ein Einvernehmen zwischen Deutschland, Rußland und Japan herzustellen, wich Molotow aus und forderte zunächst die Bereinigung europäischer, für Hitler und Mussolini schwer erfüllbarer Forderungen; dabei beging er die Unvorsichtigkeit, seine Ansprüche schriftlich zu formulieren, und gab Hitler damit die Möglichkeit, mit Finnland, Rumänien und Bulgarien ein enges Einvernehmen gegen Rußland herzustellen und mit der Türkei ein Freundschaftsabkommen zu schließen. Dagegen weist Kordt mit Recht darauf hin, daß Stalins Freundschaftsvertrag mit Jugoslawien eine leere Geste war und daß er alles tat, um nach der Niederwerfung Jugoslawiens und Griechenlands den Krieg mit Deutschland zu vermeiden. Ebenso hebt Kordt richtig den politischen Charakter der russischen Strategie im spätern Verlauf des Krieges hervor, als Stalin 1943 die alliierte Offensive auf den Balkan verhinderte, die den Krieg wahrscheinlich um ein Jahr verkürzt hätte.

Zweifellos werden spätere Aktenveröffentlichungen noch manches ans Licht bringen, was das Bild in vielen Zügen verändern wird; aber für die Gegenwart ist Kordts Buch ein guter Führer durch das Gestrüpp der nazistischen Außenpolitik. Seine Lektüre kann bestens empfohlen werden. Sie bietet einen guten Überblick über ein Gebiet, das zusammenfassend bisher kaum bearbeitet worden ist. *B. K.*

Jean-Paul Sartre: Betrachtungen zur Judenfrage. 135 Seiten. Europa Verlag Zürich, 1948.

Die «Réflections sur la Question Juive», die der französische Philosoph bald nach der Libération zuerst in seiner Zeitschrift «Temps Modernes» und dann in Buchform in Frankreich veröffentlichte, gehören zu dem Scharfsinnigsten und Anregendsten, das bisher zur Frage des Antisemitismus und zum jüdischen Problem geschrieben worden ist. In überzeugender Analyse, mit einer Fülle interessanter Gesichtspunkte und treffender Belege gelangt er zu folgendem Ergebnis:

«Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht macht nicht der Charakter des Juden den Antisemitismus, sondern im Gegenteil: der Antisemit schafft den Juden. Das Urphänomen ist demnach der Antisemitismus, ein rückschrittliches soziales Gebilde und eine noch nicht auf Logik aufgebaute Weltanschauung ... Was den Juden ausmacht, ist seine besondere Situation, was ihn mit den anderen Juden verbindet, ist die Gleichheit der Situation ... Die Judenfrage ist durch den Antisemitismus entstanden, und wir müssen den Antisemitismus abschaffen, um sie zu lösen.»

Wie aber kann das geschehen? Sartre sagt: «Wir konstatieren, daß der Antisemitismus ein verzweifelter Versuch ist, gegen die Schichtung der Gesellschaft in Klassen eine nationale Union zu verwirklichen. Er ist ein Versuch, die Zersplitterung der Gesellschaft in einander feindselige Gruppen dadurch abzuschaffen, daß man die gemeinsamen Leidenschaften derart erhitzt, daß die Schranken schmelzen ... Das bedeutet, daß der Antisemitismus eine bourgeoise und mystische Darstellung des Klassenkampfes ist, und daß er in einer Gesellschaft ohne Klassen nicht bestehen könnte ... In einer klassenlosen und auf gemeinsamem Besitz der Produktionsmittel begründeten Gesellschaft, in der der Mensch, von seinen Wahnvorstellungen der Vorzeit befreit, sich endlich seinem wahren Beruf hingeben wird, der da ist, das Reich des Menschen erstehen zu lassen, wird der Antisemitismus keine Daseinsberechtigung mehr haben. Er wird mit der Wurzel ausgerottet sein.»

Soll man also abwarten, bis die klassenlose Gesellschaft entstanden ist? Keineswegs. Sartre macht auch für die heutige Bekämpfung des Antisemitismus und für die Überwindung der Judenfrage sehr konkrete Vorschläge. Der Geist, in dem er sie macht, sei noch durch folgende Sätze aus seiner Untersuchung gekennzeichnet: «Der Antisemitismus ist kein jüdisches Problem, er ist unser Problem ... Die Sache der Juden wäre halb gewonnen, wenn ihre Verteidiger nur einen Bruchteil der Leidenschaft und der Ausdauer aufbringen würden, die ihre Feinde daran setzen, sie zu vernichten ... Man wird jedem Einzelnen darlegen müssen, daß das Schicksal der Juden auch sein Schicksal ist.»

Diese Folgerungen Sartres basieren auf einer ausgezeichneten soziologisch-psychologischen Analyse des Antisemiten einerseits, der verschiedenen Typen des Juden (der verschämte, der aufrechte Jude usw.) anderseits. Es ist sehr zu begrüßen, daß diese wichtige Arbeit nun auch in deutscher Sprache vorliegt; die Übersetzung erscheint im allgemeinen einwandfrei, wenn auch gelegentlich auffällt, daß dem (ungenannten) Übersetzer bekannte Begriffe wie zum Beispiel Stehkragenproletariat (er übersetzt: «Proletariat im steifen Kragen») unbekannt sind. W. F.

Adolf Grabowsky: Die Politik, ihre Elemente und ihre Probleme. 452 Seiten. Pan-Verlag, Zürich.

Dem umfangreichen Band, erschienen im Rahmen der von Paul Reiwald herausgegebenen «Internationalen Bibliothek für Psychologie und Soziologie», auf knappem Raum gerecht zu werden, kann man wohl nichts Besseres tun, als die klar ausgesprochenen Absichten des Verfassers zu vergleichen mit dem von ihm Erreichten. Seine «Grund-

einstellung» ist: «ein konservativ zu nennender Respekt vor geschichtlicher Überlieferung und eine Hingabe an alle sozialen Notwendigkeiten. Aber ich bin jetzt der Überzeugung, daß die Erfüllung auch noch so vieler Gebote sozialer Natur einen Neubau des Staates und der Gesellschaft nicht ersetzen kann.» Diese seine Auffassung sei keine subjektive, sondern nehme objektiv «eine schwere Krise des Kapitalismus» zur Kenntnis. Damit sei die Hauptaufgabe gegeben: «sich der Erforschung der politischen Problematik zu widmen».

Grabowsky meint weiter, überall bestehe eine beträchtliche Spezialliteratur; zusammenfassende Darstellungen der Politik aber seien «überaus rar».

Hier ist ihrer eine nun versucht, wie uns scheint, mit dem deutschen Gelingen, dem interessierten Laien ein leichtfaßbares Gesamtbild zu geben, das über den Charakter eines Lehrbuches hinausgeht, eben weil Wege in die Zukunft diskutiert werden. Es geschieht in zwei übersichtlich gegliederten Hauptteilen, betitelt: «Der innere Aufbau des Staates» und «Die auswärtige Politik», denen ein geschichtlicher, rechtsphilosophischer, ehtische Fragen aufwerfender Einführender Teil vorausgeschickt und ein Epilog: «Das Zeitalter der Krise» nachgestellt ist. Grabowskys Tendenz, die objektive Haltung zu wahren, erschließt ihm die Möglichkeit, das ungeheure Stoffgebiet nach allen Richtungen hin gelassen zu durchschreiten. Dabei ermangelt seine profunde und sachlich wiedergegebene Kenntnis der Materie nicht der Lebendigkeit einer Darstellung, welche die starke innere Anteilnahme am Gesagten vom Verfasser auf den Leser überträgt. Die über die einzelnen Kapitel hinausgehende Aufteilung in einige hundert kleine Abschnitte mit schlagenden Überschriften erleichtert dem Wißbegierigen sehr die Orientierung und hält seine Neugier wach. *Amf.*

Pio Baroja: «Spanische Trilogie». Roman. Drei Bände. Übertragen aus dem Spanischen von A. Guggenheim. 682 Seiten. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1948.

Der Schweizer Büchermarkt wurde in den letzten Jahren stark mit anglo-amerikanischer Belletristik überschüttet. Um so mehr ist es der Büchergilde anzurechnen, daß sie einen weiten Leserkreis mit einem Dichter der iberischen Halbinsel bekannt macht. Wenige Menschen wissen etwas von dem wirklichen Spanien, seinen Traditionen, seinem Volk und seiner geistigen Elite. Um dem Leser eine Vorstellung zu geben, wer Pio Baroja, der Autor der «Spanischen Trilogie» ist, und ihm eine kleine Einführung in die soziale Struktur Spaniens zu verschaffen, wollen wir ganz kurz folgendes vorausschicken:

Spanien ist das Land der meisten Analphabeten, das Land, in dem der größte Teil der Bevölkerung unter wirklich asozialen Bedingungen lebt und wohnt. Es existiert keine Fürsorge im europäischen Sinn. Während des Bürgerkrieges hat der Erziehungsminister Jesus Hernandez in kürzester Zeit vorbildliche Kindergärten, Schulen und Volkshochschulen geschaffen. Heute ist nichts mehr davon vorhanden. Der Spanier ist bis zum höchsten Grad genügsam, der Bauer, und selbst viele Leute in den Städten, leben von trockenem Brot mit Knoblauch und einem Trunk Wein. Durch die schlechten Bewässerungsanlagen liegen weite Landstriche unfruchtbar, und der Wein ist billiger als Wasser. Aber kein Hunger und auch nicht die größte Not kann den Spanier abhalten, zu philosophieren und sich in seinen Disputen bis ins kleinste Detail zu verlieren. Er besitzt einen unverbildeten Herzenstakt, er ist heute noch von maurischer Gastfreundschaft und hat die Gabe eines großartigen unverbildeten Intellekts.

Pio Baroja, Baske von Geburt, geboren 1872, studierte Medizin; sein Temperament trieb ihn immer wieder hinaus in die Städte und Dörfer. Bald gab er seinen Arztberuf auf, wandte sich dem Beruf eines Schriftstellers und historischen Erzählers zu. Er war einer der ersten literarischen Ankläger des Elends seines Volkes, er wurde der Freund der Armen und Verstoßenen. Baroja hat viele Bücher geschrieben, und wir können nur hoffen, daß noch mehr seiner Bücher dem europäischen Leser zugänglich gemacht werden. «Spanische Trilogie» ist eines seiner Erstlingswerke. Der erste Band «Irrende Jugend» und auch der zweite Band «Giftkraut» lesen sich wie gute Abenteurerromane. Es ist eine deutliche Sprache, die Baroja spricht, es ist die Sprache des spanischen Volkes. Der dritte Band «Morgenrot» erzählt uns von den Anfängen der anarchistischen Bewegung in Kastilien. Viele der Probleme sind überholt, einiges ist veraltet und das Abgleiten ins kleinste Detail darf den Leser nie vergessen lassen, daß Baroja sein Land und sein Volk so schildert, wie nur ein glühendes Herz und ein Vorkämpfer für ein besseres Spanien Gedanken in Worte umzusetzen vermag.

Manuel ist der Held seiner Trilogie. Ein Knabe noch, Sohn einer Dienstmagd, der, herumgestoßen und ausgenutzt von den Mächtigeren, sein Leben zu formen versucht. Er ist ein heller und intelligenter Knabe, dem das Lebens nichts vorenthält, was es besonders für die Ärmsten der Armen in Bereitschaft hat. Manuel gerät in die Kreise der am meisten Geächteten, der Zuhälter und Dirnen, der Arbeitslosen und Arbeitsscheuen; er findet eine Beschäftigung, und nach kurzer Zeit verliert er sie wieder; einmal ist der Arbeitgeber schuld, einmal ein Mädchen, oft auch seine Ungeduld. Nichts erscheint ihm erstrebenswerter, als ein «Bourgeois» zu werden; aber kein Bourgeois, der nun gesettelt die andern vergißt. Welch ein buntes Leben, welche Tiefen muß dieser Knabe und Mann durchwandern, doch immer bleibt der Grundzug des spanischen Volkes in ihm lebendig: Keiner ist schlechter als ich, aber keiner besser. Ich will ein Bourgeois werden, um eine saubere Wohnung zu haben, um eine Frau und Kinder ernähren zu können und Freunden zu helfen. Sehr groß ist der Kreis der Menschen, mit denen er zusammentrifft, durch die er das Leben kennenlernt. Da ist Don Roberto, ein Mann von starkem Willen, er wird sein Mäzen und Helfer; die Baronin und ihre Tochter; Jesus, ein Arbeitskamerad; Vater und Sohn, namens Rebolledo; die verschiedenen Mädchen, die seinen Weg kreuzen, unter ihnen Salvadora, seine beste und scheueste Freundin, seine zukünftige Frau. Juan, seinen Bruder, darf man nicht vergessen, eine eindrucksvolle Gestalt. Und nun soll der Leser die «Spanische Trilogie» zur Hand nehmen und den von A. Guggenheim ins Deutsche übertragenen Roman lesen, dessen Sprache es spüren läßt, daß auch der Übersetzer die spanische Atmosphäre voll in sich aufgenommen hat. *C. F.*

Leopold von Wiese: Ethik in der Schauweise der Wissenschaften von Menschen und von der Gesellschaft. 443 Seiten. Verlag A. Francke, Bern 1947.

Der Verfasser, ein bekannter deutscher Soziologe, dessen wichtigste Arbeiten zur Zeit der Weimarer Republik erschienen sind (unter dem Naziregime hat er nicht mehr viel publiziert), ist ein Gegner aller dogmatischen Ethik. An eine zeitlose, absolute Gültigkeit sittlicher Grundsätze glaubt er nicht. «Es gibt kaum irgendein positives Prinzip der Ethik, das sich geschichtlich durchgesetzt hat, welches ganz zu verwerfen wäre, aber ebenso auch keines, das absolut gelten kann.» Infolgedessen lehnt von Wiese alle absolut gesetzten Idealforderungen von vornherein ab. Die Kernfrage der Ethik lautet für ihn nicht: «*Was* hat zu geschehen?», sondern: «*In welchem Ausmaß* hat es zu geschehen?» Bei jeder ethischen Forderung, die an Menschen und Menschengruppen gestellt wird, ist, nach von Wiese, die naturbedingte und die gesellschaftlich-historische Situation zu berücksichtigen, in der sich diese Menschen befinden.

Als leitende Richtlinie der Ethik bezeichnet der Autor das Streben nach Verhinderung des (fremden und eigenen) Leides. Alle sozialen Einrichtungen und Funktionen sind so zu gestalten, daß sich für die Menschen – jetzt und auch in Zukunft, auf möglichst lange Dauer – ein *Mindestmaß von Leid* ergibt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Standpunkt demjenigen etwa Immanuel Kants diametral entgegengesetzt ist. In der Überspitzung einzelner ethischer Prinzipien sieht Leopold von Wiese eine Quelle des Leides. Sein Buch wirkt in zahlreichen Partien sehr anregend; es ermangelt indessen jener Geschlossenheit und Konsequenz, die es haben müßte, um auf die ethische Grundlegung einer künftigen Gesellschaft Einfluß zu üben. *V. G.*

André Malraux: «Conditio Humana». Roman. 350 Seiten. Büchergilde Zürich 1948.

Der vor etwa zwanzig Jahren geschriebene und dann auch deutsch unter dem Titel «*So lebt der Mensch*» erschienene Roman behandelt die chinesische Situation um 1927. Hauptschauplatz ist Schanghai mit seinen europäischen, seinen chinesischen Stadtteilen, dem Hafen, der Umgebung. Zeitlich wie räumlich sind die Hauptvorgänge sehr zusammengedrängt, zeitlich auf wenige Stunden, weite Strecken markiert und kontrolliert der Autor mit der Uhr in der Hand auf Minutendistanz – was in den rasenden Ablauf der peinlich genau geschilderten Katastrophen eine seltsam beunruhigende und drohende Note bringt – unzweifelhaft so gewollt von Malraux. Denn das Atemraubende – hier paßt endlich einmal das viel mißbrauchte Wort – der gärenden und explodierenden Situation, die bei aller Realität traumhaft fürchterliche Etappen absolviert, ist essentiell wie das

Zentralmotiv der Handlung: das Attentat auf Tschiang Kai-schek, in seiner Vorbereitung, in seinem Mißlingen, und damit verbunden die revolutionäre Haltung der Volksmenge, die heimliche Aufstellung kommunistischer Kampfgruppen, die mörderische Kleinarbeit hüben und düben, die Verflechtung europäischer Interessen in den von List und Haß geladenen Wirrwarr. Daß bei der stupenden Sezierung politischer, militärischer, staatlicher, industrieller Maßnahmen der Urheber und Träger allen Geschehens: der Mensch als Privatwesen und die Triebkräfte seines Herzens und seiner Sinne in der Malrauxschen Analyse nicht zu kurz kommen, dafür sorgt die außergewöhnliche Menschenkenntnis des Autors: eine trauervolle Kenntnis von der ständigen Gefährdung des Wenigen in der Welt, was gute und reine Ziele verfolgt. Malraux' überzeugendes Einfühlungsvermögen geht konform mit einer blendenden Darstellungskunst. Ihr ist die Übersetzung durch Ferdinand Hardekopf aufs beste gerecht geworden. *F.*

Thomas Mann: «Doktor Faustus». Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde. 773 Seiten. Bermann-Fischer-Verlag, Stockholm 1947.

Es kann nicht Aufgabe unserer Zeitschrift sein, das neueste Werk Thomas Manns in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht zu würdigen. Mancherlei ließe sich darüber wohl ausführen, zumal der Autor, Goethes Spur des öftern kreuzend, mit raffinierter Technik so vieles klüglich «hineingeheimnißt» hat.

Wir erblicken in diesem Buch keinen Roman (geschweige denn ein Prosa-Epos in der Art und Größe von Tolstojs «Krieg und Frieden»), sondern den Versuch einer Rückschau und «Selbstverständigung» über Wesen und Schicksal der Deutschen. Die Basis freilich für ein solches Unterfangen erscheint uns viel zu schmal, die Ausführung gleichsam zu «dünn».

Leverkühn wird als Typus eines geistig schöpferischen Menschen deutscher Nationalität geschildert und unter anderem mit etlichen biographischen Zügen ausstaffiert, die den Briefen Nietzsches entnommen sind (vgl. den ungewollten Besuch des Bordells samt dem befreienden Klavierspiel). Wie Nietzsche, endet in Umnachtung und Persönlichkeitszerfall auch Leverkühn. Durch das Gewebe der privaten Existenzen, von denen das Buch erzählt, schimmern die Katastrophen zweier Weltkriege hindurch.

«Doktor Faustus» ist eine mehrschichtige, höchst seltsame Komposition aus Tagebuch und Novelle, geistesgeschichtlicher Montage und lokalem Schlüsselroman, musiktheoretischen Referaten und spielerischem Symbolismus.

Eher kalt als lau, fesselnd durch nicht zu überbietende literarisch-psychoanalytische Virtuosität, vornehm skeptisch, platterdings distinguiert, hin und wieder leicht professoral, hat Thomas Mann dem deutschen Volk (von dem er übrigens kaum mehr als das kultivierte oder kulturbeflissene vorgestrige Bürgertum kennt) einiges Wenige über seine wurmstichige Vergangenheit, aber durchaus nichts in die Zukunft Weisendes, nichts Tröstliches, nichts Aufrichtendes zu sagen. Vom Schreibtisch, der in Kalifornien steht, bis zu den Trümmern deutscher Städte, unter denen Höhlenmenschen hausen, ist es weit, sehr weit.

Eines nicht sehr fernen Tages wird Thomas Mann darüber staunen, wie bald man seinen zwar äußerst «gekonnten», aber im Grunde doch blutleeren «Doktor Faustus» vergessen hat. *V. G.*

Marcel Junod: Kämpfer beidseits der Front. Mit einem Vorwort von Prof. Max Huber. 326 Seiten. Europa Verlag Zürich, 1947.

Seit dem Herbst des Jahres 1935 war Marcel Junod in oft bedeutsamen, häufig phantastisch abenteuerlichen Missionen für das Rote Kreuz tätig. Kleine Ausschnitte aus seinen bewegten und bewegenden Erlebnissen hat er in diesem, übrigens bemerkenswert gut geschriebenen, fesselnden Buch der Öffentlichkeit übergeben: über die auch heute – nach allem, was wir in größerem Maßstab seitdem erleben mußten – noch immer aufs tiefste erschütternde und empörende Vernichtung Äthiopiens durch den italienischen Faschismus; über den spanischen Bürgerkrieg, in dem Junod für den Geiselaustausch wirkte und auf beiden Seiten tiefe Einblicke gewann, wobei die Verurteilung der ständigen Wortbrüche von Francos Granden gerade aus dem Munde dieses so objektiven Beobachters sehr schwer wiegt; über seine Besuche im überfallenen Polen 1939 und über seine Bemühungen, die Erschie-

ßung von Kriegsgefangenen zu verhindern, im weiteren Verlauf des zweiten Weltkrieges; schließlich über die letzten Kriegswochen in Japan und die erste Hilfsaktion für Hiroshima.

Über all dies vermag Junod aus unmittelbarer, eigener Anschauung, aus eigenem Miterleben zu berichten: daß solche mehr als ein Jahrzehnt umspannende Zeugenschaft einmal nicht einem Berufsmilitär oder einem Berufsreporter, sondern einem mit gesundem Menschenverstand um sich blickenden und nach humanitären Gesichtspunkten urteilenden, sympathisch aufgeschlossenen Zeitgenossen, dem nichts Menschliches fremd ist, zufiel, muß als seltener Glücksfall erscheinen, dessen sich jeder Leser freuen wird. Wenn uns bei aufmerksamer Lektüre ein einziger «Lapsus» des Autors aufgefallen ist, nämlich jene Bemerkung auf Seite 216, daß Ende 1941 «die Greuel des Konzentrationslagers in Deutschland noch wenig bekannt» gewesen seien, so beweist dieser einzige Einwand, den wir gegen Junods Darstellung zu erheben haben, wie getreulich er seine Chronistenpflicht erfüllt.

Gegenüber dem sehr konventionellen Vorwort von Max Huber berührt die Unvoreingenommenheit Junods doppelt angenehm; starke Unterstreichung verdient seine Ansicht, das Internationale Rote Kreuz sollte «an der Wurzel des Problems einsetzen», eine Forderung, der er durch die Wiedergabe eines ungewöhnlich interessanten Gesprächs mit MacArthur («Mit Gewalt löst man keine Probleme») starken Nachdruck verleiht (Seiten 318–320). W. F.

Werner Rings: Die Entzauberung der Politik. Neue internationale Bibliothek, Bd. 4. Europa-Verlag Zürich/New York/Wien 1947. 261 Seiten.

Ein Titel «Entzauberung der Politik» setzt voraus, daß die Politik vorher verzaubert war. Der Verfasser versteht darunter den Zustand, daß magische Ideologien wie dunkle Kräfte am Werke sind, die die Köpfe der Menschen beherrschen und deren Schicksal bestimmen. Er entzaubert die ideologisch getarnte Politik der letzten Jahre und zeigt an den Gestalten der «Führer» der zweiten Garnitur, an Bela Kun, Rudolf Heß, Grandi, Darlan und dem Polen Beck, wie die Mittelmäßigkeit, deren Motive leicht zu erkennen waren, auf die höchsten Höhen gelangte.

Der Abschnitt über diese «Himmelsstürmer» ist der leichteste dieses sonst recht schwer lesbaren Buches. Es enthält eine Fülle von Material, ist aber in einem unklaren Stil geschrieben, in dem Anspielungen und Zitate sich häufen. Ein Buch, das nur jenen empfohlen werden kann, die mit entsprechenden soziologischen Vorkenntnissen ausgestattet sind.

Bei aller Belesenheit hat der Verfasser doch etwas mißverstanden, nämlich die Rolle des «Monk» bei Maurras (S. 192). «Der ‚Monk' ist der kommende starke Mann, der einen wichtigen Hebel des staatlichen Machtapparates in der Hand hält und ihn im entscheidenden Augenblick bewegen wird, um die höchste Gewalt zugunsten der ‚spontanen Konterrevolution' an sich zu reißen. Der ‚Monk' bleibt ein Phantasieprodukt.» Daraus geht hervor, daß der Verfasser den «Monk» für eine Ausgeburt des Gehirns von Maurras hält. Auch im Personenregister sucht man ihn vergebens — dagegen steht er im Sachregister als «die Figur des Monk». Tatsächlich aber hat Monk einmal gelebt und eine welthistorische Entscheidung getroffen: er war zuerst Anhänger Cromwells, hat 1658 dessen Sohn besiegt, worauf das Raten begann, ob er sich für die Republik oder die Dynastie entscheiden werde. Er tat letzteres, indem er die Rückkehr der Stuarts ermöglichte. Seitdem ist sein Name zum politischen Schlagwort geworden. Zum Beispiel, als Napoleons Lage nach Marengo zum Raten Anlaß gab, versandte sein Bruder Lucien eine (anonyme) Broschüre: «Parallèle entre César, Cromwell, Monk et Bonaparte», die darin gipfelt, daß Bonaparte weder mit Cromwell, dem Republikaner, noch mit Monk, dem Helfer der alten Dynastie, sondern nur mit Cäsar, dem Alleinherscher, zu vergleichen sei. Der Royalist Maurras kannte diesen Zusammenhang sehr gut, und hoffte daher von Pétain, dem «unificateur de 1940», daß er die alte Dynastie zurückholen werde. *A. M.*